

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 139 (1973)

Heft: 3

Artikel: Der Soldat in der modernen Gesellschaft

Autor: Karst, Heinz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-48004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Soldat in der modernen Gesellschaft*

Brigadegeneral a. D. Heinz Karst

Grundlagen

Wollte man einen gemeinsamen Nenner für den Bewußtseinswandel namentlich unter jüngeren Menschen unserer Tage in westlichen Industriegesellschaften finden, so könnte man einer Äußerung Josef Schumpeters folgen: «Was mit am meisten auffällt und mir der eigentliche Kern aller Schwierigkeiten zu sein scheint, ist die Tatsache, daß der Sinn für die Wirklichkeit so völlig verloren geht.» Dieser in der letzten Zeit in der Bundesrepublik besonders von Professor Dr. Karl Steinbruch angeprangerte Realitätsverlust zugunsten linksradikaler oder radikal-liberaler Klischees, das einseitige, sich von der Wirklichkeit entfernende Bild vom «guten Menschen» Rousseaus, der durch die «Gesellschaft» verdorben wird, und der diesem Bild entsprechende «permissive Erziehungsstil», den Anna Freud, die bekannte Tochter des bedeutenden Vaters, schon 1968 scharfer Kritik unterwarf, bilden ein geistig-politisches Klima, das dem Soldaten abträglich ist. Die Anpassung der Streitkräfte an diese etablierte Industriegesellschaft soll daher den in der Natur der Sache liegenden Spannungszustand zwischen militärischen und bürgerlichen Prinzipien aufheben, und das in einer Gesellschaft, die, nach einem Wort Ralf Dahrendorfs, auf «persönliches Erfolgsstreben, Freizeitorientierung, Konsumorientierung, Individualismus, betonte Ablehnung aller militärischen Disziplin, Sachlichkeit, Materialismus» angelegt ist. Kann es da wundernehmen, wenn auch unter Soldaten das Bemühen bemerkbar wird, ihren «Standort» in der arbeitsteiligen, industriellbürokratischen Erwerbsgesellschaft neu zu bestimmen, ohne doch letztlich ins Auge fallende Verbesserungen ihrer Lage zu erreichen? Die in Westeuropa insgesamt ansteigenden Zahlen der Kriegsdienstverweigerer und der zunehmende Mangel an qualifiziertem Offizier- und Unteroffiziersnachwuchs zeigen das unübersehbar. Rechnet man hinzu die weltweite, offenbar aber nur im Westen wirklich effektive Friedenskampagne und die verbreitete Friedenssehnsucht, so liegt auf der Hand, daß die verständliche Abscheu vor dem Krieg allzu leicht auf die «Militärs» übertragen wird. Man operiert nach dem Rezept: «Schafft die Ärzte ab, und ihr seid der Krankheit ledig!» Der Soldat als «Produkt der menschlichen Unvernunft» kann sich selbst dann kaum anders als das bedauernswerte Opfer eines «noch notwendigen» Mißstandes begreifen, als «notwendiges Übel», das es möglichst bald abzuschaffen gilt. Die «Entmilitarisierung» des Soldaten, die Liberalisierung seiner Disziplin sollen ihn in den Augen der Gesellschaft ziviler, harmloser und friedlicher erscheinen lassen. Er soll «Soldat für den Frieden» sein. Nun bezweifelt niemand, daß im Zeitalter der ABC-Waffen die Erhaltung und Organisation des Friedens eine Aufgabe ersten Ranges ist. Aber der gute Wille allein entscheidet selten in der Geschichte. Die Möglichkeit eines militärischen Konflikts besteht weiter und verschärft sich, je mehr sich der Westen der Entspannungseuphorie unter Vernachlässigung seiner Rüstung überläßt. Freiheit ohne Verteidigungsbereitschaft dürfte auf lange Sicht nicht möglich sein. Zwar bestehen Unterschiede – so hat Frankreich aus einer sicheren nationalen Tradition heraus weniger Schwierigkeiten als die Bundesrepublik, Norwegen weniger als Dänemark, die Schweiz weniger als Österreich. Ins Ganze gesehen aber wird man dem Vorsitzenden des Nato-Militärausschusses, Generalleutnant Stein-

* Vgl. die redaktionelle Vorbemerkung zum Artikel von Oberstlt H. Oswald, «Die Stellung der Armee in unserer Industriegesellschaft», in: ASMZ Nr. 12/1972, S. 649.

hoff, Recht geben müssen, wenn er erklärte: «Die Bereitschaft der Völker Europas, ihre Freiheit zu verteidigen, läßt nach. Es ist die Aufgabe der Politiker, sie davon zu überzeugen, daß der Wehrdienst lebenswichtig ist. Bei fast allen freien Völkern ist eine kurzsichtige, weit verbreitete Apathie, ja oft Feindseligkeit gegenüber Rüstungsausgaben festzustellen.» (London 22. September 1971).

Als Regel kann gelten: Ist eine Gesellschaft überwiegend der Auffassung, daß ihre Lebensordnung, ihr Kulturerbe und ihre staatliche Unabhängigkeit verteidigungswert sind, dürfte der «Standort» des Soldaten, etwa in Israel, ohne viel Problematik sein. Ist die Gesellschaft dieser Überzeugung nicht mehr oder nur zu Teilen, hilft beflissenes Argumentieren und Motivieren wenig. Der Soldat kann sich weder im Sozialutopismus linker Provenienz oder im nihilistischen Anarchismus ansiedeln noch kann er sich jener «progressiven» Denkweise überantworten, die hofft, ohne «Leistungsdruck» und Hierarchie, ohne Zwang die «Fülle der Güter zu hemmungslosem Genuß» (Cohn-Bendit) und in unbegrenzter Freiheit verfügbar zu haben. Er ist weder «Optimist» noch «Pessimist», sondern Realist. Er hat sich unbeirrbar am Spektrum der möglichen Bilder des Ernstfalls zu orientieren und von dorthin seine Imperative zu entnehmen. Wieweit die demokratische Gesellschaft den Mut aufbringt, in ihrem Rahmen auf dem begrenzten Gebiet der Streitkräfte eine soldatische Ordnung anzuerkennen, die zu den Stilformen ihres gesellschaftlichen Lebens nicht überall konform ist, entscheidet über Wert und Unwert der Truppe.

Ebenso klar dürfte sein, daß eine Armee an Boden verliert, wenn die Gesellschaft zu der Auffassung kommt, daß die Streitkräfte die anvertraute Schutzfunktion nicht mehr wahrnehmen können. Die integrativen Momente der Armee in die Gesellschaft liegen heute weniger in der Übernahme ziviler Usancen und modischer Gepflogenheiten der Gesellschaft in die Truppe als vielmehr in der Überzeugung von der Glaubwürdigkeit ihrer Schutzfunktion bei den Bürgern. Darauf hat die Armee ihre Ausbildung und Erziehung abzustellen. Der rationale Gefahrensinn des Manns auf der Straße ist besser entwickelt, als Politiker gemeinhin annehmen. Er versteht die von der Sache gebotenen Berufseigentümlichkeiten des Soldaten durchaus, solange die Truppe ihre dienende Rolle am Ganzen im Blick hat und die Wertübereinkünfte der Gesellschaft zum Fundament ihres Ethos macht. *Auch im atomaren Zeitalter gilt der Satz, daß ein Volk sich wirkungsvoll verteidigen kann, wenn es sich verteidigen will!* Dazu die Voraussetzungen zu schaffen, ist allerdings primäre Sache der politischen Repräsentanten eines Volkes. Immerhin kann eine gut disziplinierte Truppe ihrerseits positiv auf die Verteidigungsbereitschaft zurückwirken. Solche Wechselwirkung findet ihre Grenze in der Identifikation der Bürger mit ihrer frei gewählten Lebensordnung und in der Glaubwürdigkeit ihrer Zukunftsentwürfe. Sie findet sie aber auch in dem sachgemäßen Verständnis der Rolle des Soldaten in der modernen Industriegesellschaft. Daran hapert es. Der Gegenstand ist komplex und kann nur in einigen Teilbereichen ausgeleuchtet werden.

Soldatentum und Technik

Zu allen Zeiten spiegelten die Heere ziemlich genau die Technologie ihrer Epoche wieder. Soldaten bedienten sich der technischen Errungenschaften ihrer Zeit und der dazu nötigen Arbeitsformen. Kriege und Armeen haben die Technik nicht selten vorangetrieben, gelegentlich waren die Soldaten ihrer Epoche voraus in Erfindung und Anwendung technischer Mittel. Moderne Armeen in entwickelten Industriegesellschaften sind durch einen hohen Technisierungsgrad gekennzeichnet. Diese

Technisierung nähert sich ihren Grenzen. Sie führt, schon rein finanziell, zu einer Kostenexplosion, die entweder die Verkleinerung der Streitkräfte zur Folge hat oder den Zwang, sich mit veraltetem Gerät, Fahrzeugen und Waffen zu begnügen. Im Nato-Bereich wird bereits eine europäische Arbeitsteilung erwogen, derart, daß bestimmte Länder die Luftwaffe stellen, andere das Heer und wieder andere die Marine. Drei Teilstreitkräfte zu unterhalten, werden manche Staaten sich bald nicht mehr leisten können.

Die Technisierung moderner Armeen ist aber auch zweideutig. Sie führt zu immer größerer Störanfälligkeit der Apparaturen, zu anspruchsvollem Personal, das meist nicht ausreichend zur Verfügung steht, und zu neuen Kampfarten, die mit einfachen Mitteln und Methoden hochtechnisierte Truppenteile zu unterlaufen imstande sind. Gegen Heckenschützen in Großstädten richten Kampfpanzer wenig aus. Bombenleger kann man kaum mit Jabos bekämpfen. Atomartillerie gegen Sabotagetrupps einzusetzen, ist sinnlos. Marschall Sokolowski's Satz «Die Großstädte des Ruhrgebiets sind Deutschlands Pripjetsümpfe» trifft den Nagel auf den Kopf. Subversive Agitation, die Massen bewegt, in Furcht versetzt oder fanatisiert, kann schwerlich mit Raketen und Flugzeugträgern eingedämmt werden. Unter dem Aspekt der Technisierung moderner Streitkräfte dürfte dieser subversive Kampf jede zukünftige Verteidigung beeinflussen. Die meisten europäischen Armeen sind auf diesen Kampf weder eingestellt noch vorbereitet. Die stärkste Armee der Welt muß das Kampffeld vor 19 Millionen Vietnamesen räumen. Überall auch in Industriegesellschaften beginnt man die unterlaufende Wirkung subversiver Guerillataktik in störungsempfindlichen Ballungsräumen zu erkennen. Als ein Führer der IRA auf die 12000 britischen Soldaten in Nordirland aufmerksam gemacht wurde, erklärte er zynisch: «Das sind 12000 lohnende Ziele für unsere Leute». Wieder wird deutlich, daß die Technisierung der Streitkräfte an sich wenig besagt, solange nicht Gemeinsinn der Bürger und Kampfmoral der Soldaten in Einklang stehen.

Ein wissenschaftsgläubiges Zeitalter addiert allzu gern die Zahlen von Flugzeugen und Raketen, ohne – trotz dauernder geschichtlicher Belehrungen – genügend zu erkennen, auf wie schwankendem Boden solche isolierten Überlegungen stehen und in einer sich rasch verstärkenden Gesellschaft in Zukunft noch mehr stehen werden. Das Bild eines rein technischen Kriegs der Ingenieure könnte sich fatal als Fehlbild erweisen, in mancherlei Hinsicht.

Es ist unter Sozialwissenschaftlern üblich, auf die zwangsläufige «Demokratisierung» der Truppe durch die Waffentechnik hinzuweisen. Manch einer steckt sich die Feder des Progressiven an den Hut, wenn er in der Darlegung belangloser Richtigkeiten brilliert. «Teamwork», Arbeit im Mitarbeiterverhältnis, Lockerung der soldatischen Formen, Zusammenarbeit und anwachsende Bedeutung der Spezialisten sind Selbstverständlichkeiten, die jede gute Fronttruppe im letzten Krieg auf allen Seiten kannte. Kein Panzerbataillon hätte auch nur einen Tag erfolgreich kämpfen können, wenn es nicht so vorgegangen wäre, kein U-Boot oder Schlachtschiff auch nur einen Einsatz durchführen können, wäre nur der pure Befehlsschematismus ohne das Mitwirken der Spezialisten und ohne die geschmeidige Zusammenarbeit aller Waffen an der Tagesordnung gewesen. Es gehört zu den bedenklichen Zeichen unserer Epoche, auf geschichtliche Erfahrungen zu verzichten und das längst Bekannte mit neuen Formeln als Entdeckung zu preisen. Diese Führungsformen und Arbeitsmethoden haben sich graduell verstärkt und gewinnen an Bedeutung nicht nur in der Armee,

sondern auch in der Gesellschaft, die sich gerade über die Technik immer dichter mit der Armee verzahnt und umgekehrt.

Entscheidend für die neuen Führungsformen sei die Tatsache, daß kein höherer Vorgesetzter mehr alle Details des technischen Instrumentariums seines Verbandes oder Großverbandes beherrschen könne, mithin auf die selbständige Mitarbeit seiner Untergebenen angewiesen sei. Diese würden daher mehr Selbstbewußtsein entwickeln, was zu veränderten Umgangsformen führe. Nun wurden bereits die Belagerungsmaschinen des Archimedes von bis zu 70 Soldaten arbeitsteilig bedient. Die hochtechnisierte sowjetische Armee, die ihre soldatischen Formen übrigens *nicht* lockert, sondern strafft, kann nicht umhin, ähnlich vorzugehen. Die Wehrmacht des «Dritten Reichs» war erheblich technisiert. Sie trat den Rußlandfeldzug mit 60000 Kraftfahrzeugen an, das heißt mit mehr Kraftfahrzeugen, als die Bundeswehr Soldaten zählt.

Expertengespräche, Diskussion zur Entscheidungsvorbereitung, «Kriegsrat», auch in Teileinheiten und Zusammenarbeit der Fachleute, spielten bereits eine entscheidende Rolle. Formale Sachzwänge im soldatischen Bereich, die sich aus der Technologie ergeben, sind nicht mit einer geistig-politischen Einstellung zu verwechseln, die ihre Quellen in anderen Bereichen hat. Spezialisten können mit hohem Selbstbewußtsein servile Diener totalitärer Ideologien sein. Der «Spezialist», eine unpräzise Sammelbezeichnung für unterschiedliche Funktionen in der Armee, ist mehr als bisher erforderlich. Er erfüllt aber seinen Zweck nur, wenn sein Blick auf die soldatische Aufgabe und auf das Ganze des politischen Auftrags gerichtet ist. Diese Notwendigkeit wird durch eine Theorie gehemmt, ja zerstört, die in modernen Staaten, denen die Anpassung der Armee an die Gesellschaft über dem Auftrag steht, an Boden gewinnt.

Die «Verzivilisierung» der Streitkräfte

Die Zergliederung des Soldatenberufs in eine Vielzahl von Laufbahnen, Dienstposten und Tätigkeitsmerkmalen führe dazu, daß das «standesbewußte» Verhalten einer durch gemeinsame Verbindlichkeiten geformten Gesinnungsgemeinschaft durch das funktionsbewußte Verhalten der Leistungsgesellschaft ersetzt werde. «Die durch Technik und Wissenschaft bedingte Spezialisierung läßt das gemeinsame Vielfache des Soldatenberufs immer geringer werden («Wehrkunde» 1972, Nr. 6, S. 318). Soldat sein sei mehr oder weniger nur noch eine Worthülse, die ihre inhaltliche Füllung in einigen Paragraphen der Gesetze habe, ansonsten aber nicht mehr verdecken könne, daß moderne Armeen sich immer nachhaltiger «verzivilisieren» würden. Die traditionelle Kommandostruktur der Armee werde durch Techniken der Autoritätsausübung verdrängt, wie sie in Industriebetrieben üblich sei.

Nichts ist gefährlicher für eine Armee als Halbwahrheiten, die nur geäußert werden können, solange die Armee sich nicht mit dem Ernstfall konfrontiert sieht. Die meisten Autoren derartiger Halbwahrheiten haben überdies nie in einem leistungsbewußten Industriebetrieb gearbeitet; andernfalls würden sie im Urteil vorsichtiger sein. Sie haben zudem durchwegs die Friedenssituation vor Augen. Der Prüfstein für die Schlagfertigkeit einer Armee ist aber die mit gezügelter Phantasie geschulte Vision eines möglichen Ernstfalles der Zukunft. Er bietet ein breites Spektrum von «Kriegsbildern» und macht die Orientierung am möglichen Gegner und dessen Vorstellung vom Krieg unabdingbar.

Eine Armee ist kein Industriebetrieb zur Vernichtung, sondern eine Notgemeinschaft von soldatisch ausgebildeten und erzogenen Bürgern unter den Imperativen des Ausnahmefalles. Sie wird

sich dazu betrieblicher Arbeitsformen und Verwaltungspraktiken bedienen, soweit sie durch den Filter dieser ihr inhärenten Imperative gegangen und geprüft sind. Sie darf aber nicht vergessen, daß der Industriebetrieb anderen Zielsetzungen und Normen dient als eine Armee.

In seinem «Bild des Offiziers der Luftwaffe» warnt selbst der letzte Inspekteur der Luftwaffe, Generalleutnant Steinhoff, vor dieser «Täuschung»: «Die Annäherung der militärischen und zivilen Führung darf aber nicht darüber hinwegtäuschen (!), daß der Offizier die zusätzliche Verpflichtung hat, den Staat unter vollem Einsatz zu schützen und zu verteidigen». Man müßte hinzufügen: jeder Soldat! Die Vokabel von der befürchteten «Täuschung» benutzt auch der Wehrbeauftragte in seinem «Jahresbericht 1969»: «Bei aller äußeren Angleichung bestehen zwischen ziviler und militärischer Arbeit nach wie vor erhebliche Unterschiede. Diese resultieren aus unterschiedlichen Zielsetzungen, Arbeitsmitteln und Methoden. Darüber darf das Wort von der 'Verzivilisierung' nicht hinwegtäuschen». (S. 29.) Am schärfsten hebt diese «Täuschung» der amerikanische Wehrsoziologe Professor Dr. Morris Janowitz hervor: «Obwohl die Logistik in der Kriegführung immer wichtiger wird, ist der Berufsoffizier letztlich militärischer Befehlshaber und nicht Leiter eines Wirtschaftsunternehmens. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß die Militärs in einer demokratischen Gesellschaft dadurch kontrolliert werden können, daß man ihnen die gleichen Beschäftigungsbedingungen bietet, die sie im Zivilleben antreffen. Der zur Zeit bestehende Trend, den Unterschied zwischen dem soldatischen und zivilen Beruf zu zerstören, kann keine echte Gleichheit hervorbringen, sondern droht vielmehr, neue Formen der Feindseligkeit und ungewollten Militarismus hervorzubringen». («Krieg als Sozialkonflikt», 1966.)

Indessen scheint die «Täuschung» trotz der Warnungen der Fachleute im Westen Raum zu gewinnen. Der Konzessionalismus in ihr ist bequem, vermischt das unangenehme Bild des «Kämpfers» und läßt die Schauseite der Truppe der Gesellschaft adäquater erscheinen. Sie kommt deren ökonomischem Individualismus und dominantem Wirtschaftsdenken entgegen, ohne die Effizienz der Streitkräfte zu verbessern. Die amerikanischen Erfahrungen in Vietnam sind eindeutig. Der von Weizsäcker in seinem Buch «Kriegsfolgen und Kriegsverhütung» – ein höchst fragliches Buch! – charakterisierte «Verdrängungsprozeß» findet in solchen Täuschungen seinen Niederschlag. Wer einem amerikanischen Jabopiloten, der im Feuer der SAM-Raketen sowjetischer Herkunft über Vietnam Einsätze fliegt, erklären würde, er betriebe eine industrielle Tätigkeit oder zivilberufliche Praktiken, würde nur bitteres Lachen ernten. Wer Israels Fallschirmjägern oder Panzerkommandanten mit ähnlichen Parolen im Sechstagesfeldzug gekommen wäre, den hätten sie wahrscheinlich kopfschüttelnd stehen gelassen.

«Tragfähig in einer Armee ist, was sich in ihr von selbst versteht», so schrieb ein bekannter deutscher Wehrpädagoge (Erich Weniger). Es wäre verhängnisvoll, wenn diese Selbstverständlichkeiten in der Vielfalt von Spezialaufbahnen ohne geistige Klammer und soldatische Verbindlichkeiten verloren gingen in einer pluralistischen Gesellschaft, deren Konsens sich ohnehin minimalisiert. Im Unterschied zu früheren Epochen, in denen Öffnung der Soldaten zur Gesellschaft geboten war, scheint in Zukunft die Hervorhebung der Gemeinsamkeiten der Soldaten Gebot der Stunde, wenn die Streitkräfte nicht der Fähigkeit zu gemeinsamer und einigermaßen kalkulierbarem Handeln verlustig gehen sollen. Diese Erkenntnis findet Widerstand bei jenen, denen die Anpassung des Soldaten an die Gesellschaft aus vielerlei Gründen der Stein der Weisen geworden ist. Sie argu-

mentieren mit der durch die soziale Wirklichkeit längst überholten Schreckformel vom «Staat im Staat», ohne indessen eine wirkungsvolle Besserung der allgemeinen Verteidigungsbereitschaft zu erreichen.

«Außenfaktoren» und «Binnenfaktoren» der Streitkräfte

Jede Armee in der Demokratie lebt wesentlich aus den «Außenfaktoren», das heißt aus den moralischen und freiheitlichen Energien der Gesellschaft, deren Selbstbehauptungswillen und Verteidigungsbereitschaft. Oder sie stärkt ihre Binnenfaktoren, das heißt ihre Disziplin, die Autorität der Führung, die soldatischen Tugenden und den Zusammenhalt, Kameradschaft und Selbstachtung der Truppe. Je schwächer die staatsbürgerlichen Außenfaktoren sind, desto mehr gewinnen die Binnenfaktoren an Gewicht. Beispiel: die Bundesrepublik. Je stärker die Außenfaktoren, desto eher kann die Armee ihre Binnenfaktoren reduzieren. Beispiel: Israel. Es gibt eine Grenze, wo die Binnenfaktoren der Streitkräfte sie der Gesellschaft entfremden können. Das führt entweder zur Änderung der Wehrstruktur, der Wehrverfassung oder zu Krisen. Die Geschichte unserer Zeit kennt solche Krisen. Im Hintergrund steht in Deutschland der 20. Juli. Hitler haßte das traditionsbewußte, in seinem Ethos noch sichere Soldatentum und stellte dagegen die an die beabsichtigte neue Gesellschaft angepaßte «moderne» Waffen-SS.

Umgekehrt gibt es eine Grenze des Aufgehens der Armee in eine nicht genügend verteidigungsbereite, von sozialen Konflikten zerrissene Gesellschaft, die der Truppe den unerläßlichen Zusammenhalt nehmen und ihre Schlagkraft schwächen würde. Eine volle Identität von Armee und Gesellschaft ist auch heute in hochindustrialisierten Gesellschaften nur selten möglich. Das würde entweder zur Militarisierung der Gesellschaft oder zur Verbürgerlichung des Soldaten in einer pluralistischen Gesellschaft führen, die militärische Verteidigung nicht mehr möglich sein ließe. Die oszillierende Grenze zwischen Extremen einzuhalten, ist Aufgabe und Kunst der Staatsführung, die am besten in Frankreich gehandhabt zu werden scheint, am bedenklichsten in den USA, die durch Vietnam zum erstenmal in ihrer Geschichte erleben, wie die Außenfaktoren die Armee innerlich korrumpieren. Amerika stellt bereits Überlegungen an, nach angelsächsischer Tradition auf eine Freiwilligenarmee überzugehen. Soldaten, die der legitimen, frei gewählten Staatsführung nicht unverzüglich, gewissenhaft und vollständig gehorchen, sind eine Gefahr für die Demokratie und ein Ferment der Destruktion für die Gesellschaft.

Einheitsnennern für alle Soldaten ist das Kämpfertum mit allen soldatischen, sittlichen und erzieherischen Folgerungen. Gewaltanwendung ist nur dem Soldaten eigentümlich, sieht man von der Polizei ab, für die Gewaltanwendung gegen Gesetzesbrecher zur Ausnahme gehört. Die nach wie vor lineare Denkweise auch mancher Militärs hat dazu geführt, in den Armeen zwischen «Kämpfern» und «Nichtkämpfern» zu unterscheiden. Fast mit Genugtuung wird darauf verwiesen, daß in hochtechnisierten Streitkräften die Zahl der «Kämpfer» abnehme, die der «Nichtkämpfer» zunehme. Das eben nähere den Soldaten der Gesellschaft an und «verzivilisiere» ihn.

Solche naiven Meditationen sind bedenklich, ganz abgesehen von der Frage des völkerrechtlichen Kombattantenstatus. Das Gefechtsfeld der Zukunft kennt keine linearen Fronten mehr. Die Kampfzone umfaßt das ganze Territorium. Jede Truppe, jede Kommandostelle, gleich wo sie stationiert ist oder sich bewegt, muß gewärtig sein, jederzeit in den Kampf gerissen zu werden. Es gibt keine Etappe mehr. Wo Luftlandetruppen und Fallschirmjäger, Raketen und weitreichende Artillerie nicht hin-

greifen, gepanzerte Helikopter nicht Flüsse und Gebirge überspringen, Flugzeuge nicht auftauchen, werden Partisanen und Sabotagetrupps gerade Gefechtsstände und Versorgungseinrichtungen angreifen. Versichert man der Mehrzahl der Soldaten bereits im Frieden, sie seien keine «Kämpfer», würde man im Ernstfall schreckliche Ernüchterung und Einbußen erleiden. Nicht umsonst bauen verschiedene Staaten des Westens an ihrer Territorialverteidigung zwecks örtlichen Widerstandes gegen durchgebrochenen, luftgelandeten oder subversiven Feind. Die totale Kriegführung unserer Tage verlangt eine entsprechende Kriegsvorbereitung. Jeder Soldat ist Kämpfer, auch wenn er in seiner Funktion Unterstützungsrollen wahrnimmt. Nur das wäre «glaubwürdige Abschreckung» und Friedenssicherung.

Streitkräfte haben in unserer Zeit die Eigenschaft, ihre Gesellschaft vor unerbittliche Entscheidungen zu stellen. Daß nicht wenige der freien Völker diesen Entscheidungen ausweichen, mindert nicht deren Unerbittlichkeit. Von dorthier betrachtet, sind die meisten Staaten des Westens dem kommunistischen Lager unterlegen. Jede noch so tüchtige Armee wäre bald am Ende, wäre überdies nicht im Frieden Vorsorge für das Überleben der Bevölkerung, *organisatorisch und eingeübt*, für das Funktionieren der lebenswichtigen Einrichtungen und für die Versorgung der Bürger getroffen. Aber der Soldat bleibt das Rückgrat der Verteidigung. Er führt den Kampf aktiv in den Gegner. Eine Einbürgerung des Soldaten vollzieht sich in unserer Zeit über die Verteidigungsgemeinschaft des Volkes. Was immer man dem Soldaten über seine Bürgerrechte und Bürgerpflichten auch sagen mag: Solange die Mehrzahl der Bürger nicht überzeugend und überzeugt zur Verteidigung steht, bleibt er isoliert.

Die Integration des Soldaten in die Gesellschaft

Soldaten sind nicht vom Himmel gefallen, um nun in die Gesellschaft «integriert» zu werden, wie die neuere Allerweltsvokabel lautet. Sie sind Söhne, Brüder und Väter ihres Volkes, zahlen Steuern, heiraten, haben ihre Wohnung und ihr Auto, fahren als Touristen in die Ferien und schicken ihre Kinder in die öffentlichen Schulen wie jeder andere Staatsbürger. Ihre Gefahr scheint heute weniger zu sein, daß sie nicht «integriert» sind, als vielmehr, daß die besonderen Gewichte ihres Verfassungsauftrags nicht genügend Resonanz im Volk finden und sie damit in zwiespältige soziale Rollen geraten. Ihr Auftrag wird «in Frage gestellt». Die jede freiheitliche Gesellschaft tragenden Verbindlichkeiten werden durch «Systemüberwinder» und «Systemsprenger» mit einem pseudohumanen Vokabular im Zeichen eines orthodoxen Spätmarxismus, von dem sich Marx wahrscheinlich schauernd abwenden würde, verwischt und bekämpft. Die Armee als Staatsanstalt ist vielfach Ziel ihrer Attacken. Ein unsicheres, in sich gespaltenes «Establishment» reagiert behutsam und in «liberaler» Anpassung an die unklaren Forderungen lautstarker Minoritäten. 80% aller Soldaten der Bundeswehr atmeten auf, als der Verteidigungsminister endlich seinen Haarerlaß zurücknahm. In dieser Lage verwundert es, daß manche Wortführer allein in der Anpassung an die Gesellschaft Hilfe suchen und nicht erkennen, daß der antiautoritäre Affekt vieler Jugendlichen nichts anderes ist als die frustrierte Enttäuschung über die mangelnde Autorität der Älteren.

Nun ist ohne Zweifel jede Armee Teil der demokratischen Gesellschaft. Was sollte sie anders sein in einer verstärkten, pluralistischen Gesellschaft, zumal als Wehrpflichtarmee? Hinter dem Postulat nach der Integration der Soldaten in die Gesellschaft steht aber die offenbar stillschweigende Annahme, daß eine ver-

teidigungsbereite Gesellschaft nur darauf warte, daß ihre Soldaten sich «integrieren». Dabei wird die Gesellschaft als ein Ganzes genommen, was sie nicht ist. Die moderne demokratische Gesellschaft ist gruppenpluralistisch bis zum Wertpluralismus. Sie lebt in der Phase der sekundären Politisierung. Waren sich noch die geistigen Väter der französischen Revolution darüber einig, Staat und Gesellschaft auseinanderzuhalten und keine Macht außer beim Staat zu dulden, ist die geschichtliche Entwicklung fast umgekehrt verlaufen. Gesellschaftliche Gruppen gewinnen immer mehr potentielle und faktische Macht, mit der sie nicht selten den Staat unter Druck setzen. Die Vergesellschaftung des Staates ist die Folge. Umgekehrt verliert der Staat an Autorität, gewinnt aber mit der Herrschaftstechnik der Administration als Verteilerstaat und möglichst computergesteuerte Servicezentrale für das Wohlbefinden der Bürger verwaltungsmäßig Ausdehnung und verstaatlicht die Gesellschaft. Er sieht sich genötigt, mehr und mehr direktiv in Wirtschaftsabläufe, Versorgungsprozesse und Finanzaktionen einzugreifen. Damit hat sich das Verhältnis Staat – Gesellschaft geändert und mit ihr das Verhältnis des Soldaten zum Staat.

Das Gegengewicht gegen die pluralistische Aufspaltung der Truppe liegt in ihrer Eigenintegration. Es ist die gesicherte Erkenntnis moderner Sozialwissenschaftler, gleich, ob sie politisch «rechts» oder «links» angesiedelt sind, daß die Eigenintegration der Einheiten und Verbände, die formelle und informelle Gruppenbildung, die Gruppenkohäsion der Truppenteile eine entscheidende Grundlage ihrer Kriegstüchtigkeit sei. Sie ist durch eine sinnvolle harte Ausbildung und strenge Disziplin, auch in der Form, zu pflegen und zu stärken. Eine moderne Truppe benötigt nicht nur den fachmännischen Stolz technischer Experten, sondern auch und in besonderem Maße das unverbrüchliche Zugehörigkeitsbewußtsein der Soldaten zu ihren Einheiten und Verbänden, kameradschaftlichen Zusammenhalt und Vertrauen in die Führung auf allen Ebenen. Mit allzu liberalem Nachgeben an individuelle Bequemlichkeiten einzelner ist das nicht zu erreichen. Friktionen mit dem «Zeitgeist» und der veröffentlichten Meinung sind auszuhalten. Ihnen ist mit klaren Argumenten zu begegnen.

Eine Armee in der demokratischen Gesellschaft ist zeitgemäß, wenn sie die tieferen Bedürfnisse der Zeit erfaßt und bei den Bürgern Respekt genießt. Sie wird respektiert, wenn politisch bewußte Staatsbürger in Waffen ihre gruppengesellschaftliche Rolle dem Loyalitätsbezug zum Staat unterordnen und wenn die von der Sache gebotene Berufseigentümlichkeit des Soldatentums verpflichtende Grundlage der im einzelnen differenzierten Funktionserfüllung sind. Eine moderne Truppe müßte, visiert man denkbare Gefechtslagen an, mindestens den Standard an Disziplin, Können und Zusammenhalt haben, den die besten Frontdivisionen des letzten Krieges aufwiesen. Das erfordert von der Führung des Staates und der Armee Weitblick, mitunter Härte, Klarheit über die Forderungen des möglichen Ernstfalls und unter Umständen den verantwortlichen Mut zu unpopulären Maßnahmen. Es kann fast als sicher gelten, daß eine solche Truppe, gerecht und männlich geführt, auf die Mehrzahl der wehrpflichtigen Jugendlichen mehr Anziehungskraft ausübt als eine, die den unklaren Vorstellungen von «Selbstverwirklichung» unter den Jungen vordergründig nachgibt. Ist es doch gerade das Wirtschafts- und ichbezogene Individualdenken unserer Gesellschaft, das manche Jungbürger abstößt. Eine solche Truppe wäre per se in die Gesellschaft integriert, die schon deswegen verteidigungswert ist, weil sie die Chance der Freiheit in ihrer Lebensordnung birgt. Billiger wird man die Sicherung des Friedens unter den obwaltenden Umständen nicht erreichen.